

der Hunger ist Tatsache. Das haben die „Gott-ist-tot“-Theologen richtig erkannt, wenn sie ihren eigenen gierigen Hunger betonen. Paul Tillich besaß die ungewöhnliche Fähigkeit, vom Glauben an den lebendigen Gott zu sprechen und dabei Hunger zu verraten nach einem Manna, das in unserer Zeit nicht vom Himmel fällt. Es ist menschlich, diese Spannung zu erleben. Menschlich ist es auch, die Fähigkeit zu haben, die eigene theologische Arbeit mit dieser Spannung zu verbinden. Aber nicht viele haben die Kraft dazu. Daß Tillich diese Kraft besaß, ist das Zeichen seiner Glaubwürdigkeit.

Darum spreche ich mit großer Hochachtung von Tillich im Hinblick auf die Ausübung seiner pastoralen Tätigkeit. Es ist noch zu früh, seine rein theologische Arbeit genauer zu beurteilen. Ich vermute jedoch, es wird sich herausstellen, daß beide Tätigkeiten letztlich in bedeutender Weise aufeinander bezogen und voneinander abhängig sind. Bis dahin mögen jene, die pastorale Aufgaben haben, versuchen, von Tillich zu lernen, wie man nicht nur Glaubensformeln bekennt, sondern auch die Pein des Hungers.

„Die Hungrigen füllet er mit Gütern und läßt die Reichen leer.“ (Lukas 1,53)

Pfarrer Dr. Hermann Marhold (Frankfurt a. M.):

Bildung durch das Gebilde

Eine Betrachtung zu Goethes Geburtstag

Ein Ausspruch des großen Dichters aus dem Bereich seines naturforschenden Denkens rege uns zum Nach-Denken an: „Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf“.

Einen Gegenstand wohl beschauen, fällt uns heutigen Menschen schwer. Fast haben wir es verlernt. Die Unrast unsrer Tage hindert uns daran. Unser Blick streift die Oberfläche und huscht von einem zum andern. Dennoch und gerade deshalb sollten wir uns zuweilen wieder darum bemühen. Sich zum stillen Betrachten zwingen ist ein heilsamer Zwang.

Es kann sich um einen ganz unscheinbaren Gegenstand handeln, vielleicht sogar um einen, den man gemeinhin häßlich nennt. Maler haben einen solchen öfters geädelt. Jeder „neue“ Gegenstand, sagt Goethe: es muß aber nicht einmal ein im eigentlichen Sinne neuer sein. Auch „alte“, uns längst vertraute Gegenstände können sich uns durch sinnende Betrachtung erneuern; wir entdecken an ihnen, was uns bisher entgangen war, ja, wir sehen sie auf einmal „erst recht“. Doch gibt es ja auch wirklich immer wieder neue, solche, die wir noch nie gesehen haben. Die Natur ist unendlich reich, die Kunst, die Technik bringt ständig Neues an den Tag. Mit dem Wort „Gegenstand“ pflegt man im allgemeinen keine lebenden Gebilde zu bezeichnen, weder Pflanzen noch Tiere noch Menschen; und doch stehen diese gleichsam auf einer Stufenleiter, deren untere Sprossen „Gegenstände“ sind, und von der aus sozusagen abwärts oder nach verschiedenen Seiten hin wiederum Gegenstände hervorgehen. Auch das unbewegte Lebendige kann als „Gegenstand“ erscheinen. Nur daß es „ruht“, ist erforderlich; sonst läßt es sich nicht „betrachten“.

Noch tiefer führt das von Goethe hier gebrauchte Wort „beschauen“. In Schauen und Schau liegt ausdrücklich der Blick in die Tiefe, in den Hintergrund jenseits der Oberfläche. Es schließt also ein, daß nicht nur der Gegenstand „als solcher“, sondern auch etwas von dessen Bedeutung oder Sinn erfaßt wird.

Einen wesentlichen Unterschied zu dem Beschauen des Gegenstandes bildet das Beschauen des eigenen Inneren. Darin sind wir, ist die moderne Seelenwissenschaft, besonders die Tiefenpsychologie, groß. Aber vor lauter Innenschau vernachlässigen wir jenes stille Hinsehen auf das Objekt da draußen, auf den Gegenstand. Zudem verleitet die gewiß notwendige Beschäftigung mit sich selbst auch zur Eitelkeit oder zur Selbstverwerfung, zur Abkehr von wichtigeren Aufgaben, vor allem am Mitmenschen. Es tut gewiß gut, sich von dem ehrwürdigen Weisen auf das außen Gegebene hinlenken zu lassen.

Er hat erfahren, daß rechtes Beschauen jedesmal ein neues Organ in ihm aufschloß; und was er bei sich selbst beobachtete, glaubt er verallgemeinern zu dürfen. Wie steht es mit diesem „neuen Organ“ in uns? Organ heißt Werkzeug, aber mit der Bedeutung des Wachstumlichen. Es kann durch solches Beschauen in unserm Innern eine Fähigkeit erschlossen werden, eine neue Möglichkeit zu erfassen. Sie war zwar angelegt, aber zugeschlossen, verdeckt, unentwickelt, schlummernd.

Jetzt wird sie geweckt und in Tätigkeit gesetzt. Das „Greiforgan“ begreift beim stillen Betrachten nicht nur den eben vorhandenen Gegenstand, sondern es fängt an, sich dabei auszubilden zum besseren Erfassen der Wirklichkeit überhaupt. Wir haben also folgende Wirkungsreihe: der Gegenstand fesselt den Betrachter; der Betrachter wandelt sich zum Beschauer. Durch das Beschauen entsteht das neue Organ. Dieses dringt in die Tiefe des Gegenstandes und erweitert zugleich den künftigen Blick für anderes.

Wie sollten wir nicht dies alles auch auf das religiöse Gebiet übertragen?! — In Kürze werde nur angedeutet: Unser Erstes sei nicht etwa die Versenkung in unser Inneres, der Weg der Mystik, der die Augen zu schließen gebietet, sondern das Öffnen der Augen hin zu den Objekten unseres Lebens und das Öffnen der Ohren für die Zeugnisse derer, die gnadenhaft einer Gottesbegegnung gewürdigt wurden. Das Zweite wird dann die Erschließung des neuen Organs sein: wir werden die Zeugnisse und die Zeugen besser verstehen und über die Erscheinung „Religion“ richtiger urteilen, als wir es sonst, auf uns selbst gestellt, tun. Dann aber werden uns auch die „Gegenstände“ unseres Lebens in einem neuen Licht erscheinen: das, was uns erfreulich entgegentritt, wie das, was uns Widerstand leistet. Manches wird sich enträtseln, und manches wird sich vom Rätsel zum lösungsverheißenden Geheimnis umgestalten. Außerdem werden wir tiefer lieben können; denn der Widerschein der gesteigerten Erkenntnis läßt uns deutlicher merken, daß wir von Gott Geliebte sind, und aus dem eigenen Geliebtein gewinnen wir einen freieren Zugang zu unseren Mitmenschen.

Aus Kirche und Welt

Bearbeitet von Pfarrer Dr. Hansjörg Junghenrich

„Die geistige Welt ehrte Karl Barth — Freude und Schrecken des Achtzigjährigen“ — unter dieser Überschrift brachte die „Evangelische Welt“ vom 16. Mai 1966 folgende Mitteilungen:

War es in letzter Zeit um den „großen alten Mann“ in Basel stiller geworden, so bewies die Feier seines achtzigsten Geburtstags, daß Karl Barth nicht wie eine Denkmalsfigur unserer Zeit entrückt ist, sondern mitten im geistigen Leben der Gegenwart steht und hier seine einzigartige Wirkung ausübt. In überzeugungskräftiger Weise kam dies zum Ausdruck, als sich am 9. Mai, dem Vortag des Geburtstages, im Festsaal des ehrwürdigen Schützenhauses zu Basel gegen zweihundert Gratulanten versammelten. Genau ein Viertelhundert längerer und kürzerer Grußadressen wurden von Abgesandten verschiedener Kirchen und Kirchenbünde sowie von persönlichen Freunden vorgebracht. Der Rat der EKD war in dieser dankbar gestimmten Ökumene durch sein Mitglied Moderator Niesel, zugleich Präsident des Reformierten Weltbundes, vertreten. Der Tisch vor dem Jubilar füllte sich rasch mit Gaben. Unter ihnen glänzte die goldene Kette, Zeichen der neuen Würde eines Ehrensensors der Universität Bonn, von Professor Groth als Rektor und Professor Konrad als Dekan der Theologischen Fakultät dem Mann überbracht, der von 1930 bis 1935 die Fakultät durch sein geistiges Schaffen, sein persönliches Engagement und seine menschliche Ausstrahlung geprägt hat.

Der Geist, den Karl Barth während seiner langen Lehrtätigkeit unter Schülern und Freunden zu verbreiten wußte, lebte bei der Feier wieder auf, und wenn er eine festliche Fröhlichkeit schuf, so hinderte das nicht manches ernste Wort, das an die Jahre des Kirchenkampfes und die Entstehung der Bekennenden Kirche erinnerte. Delegierte der Universitäten von Göttingen und Münster gedachten der Jahre, die Karl Barth dort vor seiner Berufung nach Bonn verbracht hatte. Dr. Visser't Hooft aus Genf (bis zum 1. Dezember noch amtierender Generalsekretär des Ökumenischen Rates) dankte ihm für die richtungsweisenden Einflüsse auf die wachsende Gemeinschaft der Kirchen und stellte fest, daß Barth eine theologische Situation geschaffen habe, in der das Absinken der Ökumene in eine blasse Bewegung der Toleranz verhindert worden sei. Hans Urs von Balthasar sprach als Freund und Vertreter der römisch-katholischen Kirche von der „stillen Mitwirkung“ des Jubilars am Konzil und meinte, die „Dog-

matik“ Karl Barths werde wohl mehr und mehr zu einem großen überkonfessionellen Werk werden. Der rheinische Präses Beckmann, Pfarrer Walter Feurich aus Dresden und Rektor Hamel aus Naumburg gehörten zu den weiteren Sprechern.

Manches Lachen ging durch den Saal, als der Gefeierte sich erhob, um „noch ein Wörtchen zu sagen“. Er beschrieb seine Empfindungen während der Wochen vor dem Festtag und in dieser Stunde mit „Freude und Schrecken“. Und zwar habe er darüber Schrecken empfunden, daß er als der „größte Theologe“ des Jahrhunderts gefeiert werden sollte, wo doch niemand wissen könne, wer jetzt gerade in den theologischen Windeln liege. Überhaupt seien große Theologen so etwas wie hölzernes Eisen. Dann habe er lesen müssen, er gehöre zu den „Kirchenvätern“. Und er fuhr fort: „Ich mußte daran denken, was Thomas von Aquin geschrieben hat: ‚Die himmlischen Personen tragen eine Aura, das sind die heiligen Märtyrer, die heiligen Jungfrauen, die heiligen Lehrer.‘ Sehen Sie mich an: Bemerken Sie an mir eine Aura?“ Herzlich dankte er dann für dieses Geburtstagsfest, dankte auch den vielen Gästen, die teilweise eine lange Reise nicht gescheut hatten, um zu gratulieren. Ein gemeinsames Essen mit vielen Trinksprüchen beschloß das Zusammensein. Den Geburtstag selbst verbrachte der Jubilar im engsten Familienkreis.

Was in Basel in persönlichen Anreden und schriftlich übermittelten Grüßen aus Ost und West, aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens, von Einzelnen und Körperschaften aller Art dem Achtzigjährigen an Verehrung und Respekt bezeugt wurde, fand seinen ausführlichen Niederschlag in einer unübersehbaren Fülle von Publikationen durch Presse, Rundfunk und Fernsehen, getragen von dem Grundakkord, daß Barths Lebenswerk die Theologie mitsamt ihren Wirkungen auf die geistige Welt jahrzehntelang nicht nur wesentlich mitbestimmt, sondern ihr auch Marksteine gesetzt hat, hinter die sie nicht mehr zurückgehen kann. Nichts lag näher, als in diesem Zusammenhang unter dem Eindruck des gegenwärtigen Dilemmas, in dem sich Kirche und Theologie befinden, die Frage „Ist Barth überholt?“ näher zu untersuchen. Professor Hübner von der Pädagogischen Hochschule Dortmund tat dies in einem Bochumer Akademievortrag, wobei er zu der Feststellung kam, daß gerade eine Rückbesinnung auf Barth die Unvereinbarkeit zwischen der historisch-kritischen Bibelforschung und dem Supranaturalismus der „Bekenntnisbewegung“ aufhebe, weil in seiner Theologie längst eine Synthese gegeben sei.

Will man aber eine authentische Antwort auf die Frage nach Barths Aktualität haben, so darf man seine eigene Äußerung zu heute strittigen Fragen nicht übergehen, selbst wenn sich diese Stellungnahme auf aphoristische Kürze beschränken mußte wie in einer Sendung des Norddeutschen Rundfunks vom 9. Mai. Von der EKD meinte er, sie zeige „eine bedauerliche Neigung zu konservativer Unbeweglichkeit“. Er vermisse auch einen noch lebhafteren Sinn für die politische Verantwortung der Kirche. Selbst in der Vertriebenen-Denkschrift hätte er gern noch kräftigere Töne gehört. Um des Weltfriedens willen solle die EKD die Verständigung mit allen östlichen Nachbarstaaten auf der Grundlage der seit 1945 gezogenen Grenzen suchen. Seine Ansicht, daß sich in der deutschen Theologie und Verkündigung eine „Rückkehr zum 19. Jahrhundert“ anbahne, verdeutlichte Barth im Laufe des Gesprächs mit kritischen Bemerkungen sowohl über die Entmythologisierungstheologie seines einstigen Kampfgenossen Bultmann als auch über die „Bekenntnisbewegung“ neuesten Datums: Beide hielten an „überholten Positionen“ fest; „mit solchen Tönen kann man das Evangelium heute nicht mehr verkündigen“. Vorsicht vor den auch in der katholischen Theologie erkennbaren „liberal-protestantischen“ Spuren empfahl er, als das Gespräch auf seine Stellung zu Rom kam. So wie es in der evangelischen Kirche „Ottavianis“ gebe, müsse man umgekehrt auch in der katholischen Kirche von „Bultmännern“ sprechen.

An eine früher von ihm ausgesprochene Frage erinnert, was werden sollte, wenn die im Ökumenischen Rat zusammengeschlossenen Kirchen durch einen neuen Geist in der katholischen Kirche „überholt“ würden,

sagte Barth, er werde dann keine Sorge mehr haben, „wenn es nur vorwärts geht, ob drüben oder bei uns ... Also seien wir, ob Lutheraner oder Reformierte, Methodist oder Baptisten, seien wir Kirche Jesu Christi!“

Offen freilich bleibt die Frage, ob oder wie weit nicht Barths eigene theologische Gedankenwelt, die, aller geistreichen Selbstironie zum Trotz, doch recht kompakte Aussagen und Ansprüche enthält, heute bereits eine „überholte Position“ darstellt! Auf den frontalen Angriff, den z. B. die in Kurt Leases „Krisis und Wende des christlichen Geistes“ entfaltete „Lebensdialektik“ darstellt, ist die sogen. „dialektische Theologie“ bis zum heutigen Tage die Antwort schuldig geblieben.

Ein Brief von Karl Barth

Basel, den 16. März 1966

An die 25 Veranstalter und an die 25 000 Teilnehmer jener Großkundgebung der Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“ würde ich die Frage richten:

Seid ihr willig und bereit, eine ähnliche „Bewegung“ und „Großkundgebung“ zu starten und zu besuchen:

Gegen das Begehren nach Ausrüstung der westdeutschen Armee mit Atomwaffen?

Gegen den Krieg und die Kriegsführung der mit Westdeutschland verbündeten Amerikaner in Vietnam?

Gegen die immer wieder sich ereignenden Ausbrüche eines wüsten Antisemitismus (Gräberschändungen) in Westdeutschland?

Für einen Friedensschluß Westdeutschlands mit den osteuropäischen Staaten unter Anerkennung der seit 1945 bestehenden Grenzen?

Wenn euer richtiges Bekenntnis zu dem nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift für uns gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus das in sich schließt und ausspricht, dann ist es ein rechtes, kostbares und fruchtbares Bekenntnis.

Wenn es das nicht in sich schließt und ausspricht, dann ist es in seiner Richtigkeit kein rechtes, sondern ein totes, billiges, Mücken seiendes und Kamele verschluckendes und also pharisäisches Bekenntnis.

Das ist es, was ich zu dem, was am 6. März 1966 in der Dortmunder Westfalenhalle geschehen ist, zu sagen habe.

Mit freundlichem Gruß

Ihr Karl Barth

(Entnommen der „Stimme“ Nr. 13/18. Jhgg. vom 1. Juli 1966)

Aus der geistigen Werkstatt

Walther von Loewenich: Luther und Lessing. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte 232, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen, 1960, 32 Seiten, 2,40 DM.

Auf diesen wenigen Seiten hat der unsrer Gesamtauffassung so nahe stehende Verfasser eine Geistesgeschichte des Neuprotestantismus wie in einem Brennspiegel gegeben. Lessing in seiner Beziehung zu Luther verstehen bedeutet die Grundtendenzen der theologischen Entwicklung erfassen, in der wir uns heute befinden. Drei Teile gewähren klare Übersicht:

1. Lessings Stellung zu Religion und Christentum,
2. zu Luther und der Reformation,
3. das Thema „Luther und Lessing“ als theologisches Problem.

Im ersten Teil sind die besten neueren Arbeiten verwendet, und deren Ergebnisse durch wesentliche Zitate herangetragen. Der zweite Teil geht auf die Gegensätze und die inneren Gemeinsamkeiten der beiden religiösen Denker ein. Im dritten Teil werden die schon unterwegs aufleuchtenden Zielerkenntnisse ins helle Licht gerückt. Sie seien hier in folgenden fast wörtlich angeführten Sätzen zusammengezogen. Die „notwendige Vernunftwahrheit“ in der Bibel ist für Lessing letztlich „die christliche Liebe“; und diese „Liebe“ ist trotz ihrer „humanen“ Fassung auch bei Lessing ein Abglanz der neuteamentlichen Agape. Der wahre Christ kann durch die radikale historische Kritik in seinem Glauben nicht erschüttert werden. Die Anfechtung des Glaubens liegt für Lessing nicht